



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus einem Kriegstagebuche : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus einem Kriegstagebuche.

(Schluß.)

Saarbrücken, 5. August.



eute waren weniger Franzosen in der Stadt sichtbar, es muß etwas bei ihnen vorgehen. Auch bringt die Post wieder einige Sachen und Briefe von St. Johann zu uns herüber in möglichst privater Form. So kam eine lakonische Anfrage an mich: „Lebt ihr noch?“ Ich erfaß daraus, daß man eine kurze Zeitungsnotiz, die Franzosen hätten unsre Städte in Brand geschossen, doch allzu wörtlich genommen hatte. Man behandelt uns im Gegenteil sehr glimpflich, wie Leute, die man einst für sich gewinnen und behalten will. Man hatte schon einen Maire für unsre Stadt im Auge, auch einen Direktor der fiskalischen Saarkohlenbergwerke, die an Frankreich übergehen sollten. Damit wird es wohl nichts werden.

Sieben wird auf den Höhen in eigentümlicher Weise mit französischen Signalen operirt. Einige wollen behaupten, die Franzosen seien im Begriff, abzuziehen. Ein Mann, der von Arnual kam, wußte noch mehr zu erzählen und begeisterte uns sehr. Er sagte, gestern Abend sei bei dem Obersten in Arnual eine Depesche angekommen, wonach die Franzosen in der Gegend von Weißenburg eine Schlappe erlitten hätten. Darauf hätte der Oberst die Offiziere um sich versammelt, in aller Heimlichkeit. Und als die Offiziere wieder entlassen worden seien, habe er zu seinem Quartierwirt gesagt: „Wir verlassen Arnual morgen. Wenn Sie mein Regiment noch einmal sehen wollen, müssen Sie uns in Paris besuchen.“ Das war für uns wie Manna; eine wahre Prophetie. Der Siegeszug nach Berlin war demnach aufgegeben worden. Wir hatten geglaubt, die ersten Treffen würden für uns unglücklich sein. Nach dem, was uns aus Arnual gemeldet worden ist, muß gleich das erste Treffen für uns siegreich gewesen sein.

In der tiefen Nacht ertönten noch einmal Signale. Dann wurde alles still. Wir hoffen, daß morgen die Höhen verlassen sind und daß die Wachtposten am Triller nicht mehr da sind, um in unsre Häuser hineinschauen zu können.

Saarbrücken, 7. August.

Das war gestern ein aufregender Tag, wie ihn unsre Städte schwerlich je erlebt haben. Er sollte noch nicht ein Tag der Schlacht werden, aber er wurde es doch, und ein Tag des Sieges, freilich eines schwer erkauften Sieges.

Schon am Morgen ritten starke Kavalleriemassen durch die Stadt den Metzger Weg hinauf (Rheinbaben). Sie kamen nicht weit, ihre Spitzen wurden von Spichern her mit Schüssen begrüßt, es galt für sie also, nachdem sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, auf irgend einem Wege die Berge hinaufzukommen, eine geschützte Stellung aufzusuchen.

Der Tag wurde schon heiß, als gegen zehn Uhr die ersten Infanterieregimenter Nr. 39 und 74 in langen Zügen durch Saarbrücken hinauf marschirten, sie waren zum Teil schon ermüdet, alle staubig und durstig. An den Hauptstraßen standen die Einwohner, besonders Frauen und Mädchen, und hielten eine Menge von Gefäßen bereit, voll Wein und Wasser. Viele konnten sich im Vorbeigehen laben, und man sah, wie wohl es ihnen that. Manchen Soldaten wurden Zigarren in die Taschen gesteckt. Es war, als müsse jeder unsrer Mitbürger nach so langen Tagen den preußischen Soldaten noch etwas Liebes anthun. Die Soldaten empfanden das auch. Die Stimmung war vortrefflich, freilich die Offiziere sahen sehr ernst drein. Wir hörten bald, daß man fürchtete, den Feind nicht mehr zu erreichen, und daß die Kriegsarbeit dann, wenn sich die Korps um Metz gegen uns in aller Stärke und mit ungebrochenem Mute sammelten, für uns schwieriger sein würde. Die Ansicht, daß der Feind im Abmarsch sei, war richtig, aber eine starke Macht war auf den Spichern Bergen zurückgeblieben, und als diese angegriffen wurde, warf Frossard von Forbach aus seine ganze Schaar wieder nach der preußischen Seite. Auf der Landstraße drängte sich alles nach Stieringen und der goldenen Bremme, auch der Stieringer Wald und der Wald bei Schönecken wurde besetzt.

Mittlerweile kamen immer mehr Regimenter durch die Städte, sie mußten auf verschiedenen Wegen links und rechts die Höhen gewinnen, um sich nicht zu hindern. Einen besonders ernsten Eindruck machten auf uns die Krankenträger, die durch so vieles auf das bevorstehende Elend hinwiesen, von dem doch niemand etwas wissen wollte. Denn so glücklich ist der Mensch organisiert, daß, wenn ihn eine große, kraftvolle Idee erfaßt, die andern Nebengedanken für eine Weile keinen Raum in ihm finden. Die Führer trieben zur Eile, denn man hörte, daß der Feind standhalte, und die Kanonen dröhnten weithin. Im Aufschritt gings durch die Stadt, bis an die Höhe. Wir sahen, wie andre von unsern Truppen die Eisenbahnbrücke stromabwärts am Schanzenberg benutzten,

um auf den Stieringer Wald vorzurücken. Durch die Städte zogen über beide Brücken ganze Züge von Artillerie, nach denen wir uns besonders gesehnt hatten.

Ein schmerzlicher Gedanke erfüllte uns doch, die wir ortskundig waren und die Steilheit und Höhe der Berge aus Erfahrung kannten. Wir wünschten so sehr, man möge den hervorspringenden roten Berg nicht zum Angriffspunkt wählen, sondern einen kleinen Umweg machen, um hinter Arnual in Sicherheit den Stiftswald zu ersteigen und so durch den Giffertswald in gleicher Ebene die Franzosen anzugreifen. Allerdings benutzte man später auch den Giffertswald, aber die ersten und die meisten Angriffe gingen doch durch das freie Feld nach dem steilen Berge zu, auf dessen Abhänge nur einige Bäume, Obstbäume und Pappeln, geringe Deckung boten. Gerade die freie Strecke bis an den Fuß der Höhe war höchst gefährlich bei der weittragenden Waffe der Franzosen. Am Fuße des Berges konnte man sich eher etwas sicher fühlen. Weiter nach oben zu dringen ist für den Touristen, der nur seinen Stock trägt, im Sommer schon beschwerlich. Jetzt kletterten unsre Soldaten, ohne Tornister, aber dennoch schwer genug belastet, hinauf. Hier und da mußten sie, um sich zu halten, die Hand zu Hilfe nehmen, und oben, kurz bevor sie die erste Terrasse erstiegen, kamen sie in ein entsetzliches Feuer aus vorbereiteten Schießgräben. Es war für die Zuschauer niederschlagend, wie die ersten müden Züge, die den Sturm versuchten, tot oder verwundet den Berg herunter rollten. Wir fürchteten, die französischen noch frischen Infanteristen möchten herabsteigen und die erschöpften Stürmer einfach niederschlagen. Aber das Plateau des Berges war nicht ganz ohne Abstufungen und bot unsrer Korpsartillerie, die in der Ferne gut aufgestellt war, genug Angriffspunkte. War ein Sturmversuch von unsrer Infanterie mißlungen, so zerstoben die anrückenden Massen der Franzosen vor den Granaten, die mit der größten Sicherheit auf sie geschleudert wurden.

Doch wir wollen nicht beschreiben, was allein die Männer vom Fache beurteilen können und was sie jedenfalls genau darstellen werden. Wir hatten uns auf der Lerchesflur aufgestellt, etwa 25 Minuten von dem roten Berge. Wir sahen wohl, daß unsre Soldaten schwer ringen mußten und nicht vorwärts kamen. Und als nun auch von Stieringen her ungeheure Massen herankamen, glaubten wir schon, daß der Tag für uns verloren sei. Aber es war nur Täuschung. Es trafen immer noch neue preußische Truppen ein. Die Heerführer, zu denen von Alvensleben (vom dritten Armeekorps) gestoßen war, verfolgten ihren Plan mit aller Energie, es gelang sogar, einige Artillerie auf die Höhe zu bringen. Die Preußen hielten auch den wichtigen Stieringer Wald, freilich mit unglaublichen Mühen und Opfern. So ging es doch allmählich vorwärts. Als ich die Höhe des Hahnen wieder aufsuchte, sah ich am Wege auf Holzbalken zwei Soldaten vom 39. Regiment sitzen, ganz blaß und erschöpft von dem ersten mißlungenen Sturm. Ich nahm einige Zigarren heraus, um sie ihnen zu geben. In demselben Augenblicke wurde ein verwundeter Unteroffizier

von einem brandenburgischen Regiment die Landstraße herunter getragen, er war offenbar noch in dem Zustande, in dem die Wunde die Kräfte eher erregt als vermindert, und rief mir zu: „Geben Sie den Kerls keine Zigarren, sie haben sich ganz schlapp gehalten, geben Sie sie unsern Leuten.“ Ich ließ mich natürlich nicht von meinem Vorsatz abbringen. Der eine von den Müden sagte nichts, der andre sagte ruhig: „Was will der Mann?“ Wiewohl ich jene Kritik von dem so allgemein verbreiteten militärischen Sondergeist aus begriff, so war doch etwas an der Sache, wie ich erfuhr. Bald nachher traf ich ein Jägerbataillon, das mich fragte, ob sie nicht zu spät kämen, um in den Gang der Schlacht einzugreifen; ich konnte ihnen versichern, daß noch recht viel zu thun sei.

Die immer schneller wachsende Zahl von Verwundeten zeigte auch dem Laien, wie mörderisch die Schlacht war. Die Einwohner machten sich eilig mit Wagen auf, um bei dem Transport der Verwundeten Hilfe zu leisten. Sie fuhren oft weit hinein in die Reihen der Kämpfer. Selbst Frauen und Mädchen aus der Stadt und Umgegend — ich nenne Malstatt — gingen mit Todesverachtung zu den daliegenden Verwundeten. Die Steinbrüche wurden zum Verbandplaz gewählt, da sie so guten Schutz boten und als an der Landstraße befindlich leicht von den Transportwagen zu erreichen waren. Gegen Abend drangen die vaterländischen Soldaten von allen Seiten auf die Spicherer Berge, vom Giffertswalde, von dem steinernen Bizinalwege, vom Roten Berge, wo der Kampf am heftigsten gewesen war, von der nordwestlichen Thalseite durch alle Schluchten, auch von der goldenen Bremme aus, nachdem die dort aufgestellten Franzosen nach Forbach zu gewichen waren. Der Rückzug der Franzosen wurde erst in der Dämmerung allgemein bemerkbar. Bald nachher hörte man bei ihnen die abgeschmacktesten Vorwürfe gegen ihre Führer. So hieß es, die Generäle hätten sie zuletzt dadurch zum Rückzug gezwungen, daß sie ihnen die Patronen vorenthalten hätten.

8. August.

Es war ein unbeschreiblich großes Glück, das wir empfanden, als wir uns sicher von den roten Hosen befreit fühlten. Aber es ist bis jetzt nicht recht möglich, sich der Freude hinzugeben. Das Elend, das die Schlacht im Gefolge hat, ist zu groß. Im Laufe des 6. August hatte mich ein Stabsarzt B. besucht, den ich von Berlin her kannte; ich bewog ihn, bei mir zu wohnen, aber ich sah ihn kaum. Denn sehr bald hatte er in der Manentkaserne, in der eins der Lazarete aufgeschlagen war, mit den Opfern der Schlacht unablässig zu thun. Außerdem wohnten drei Diakonissen bei uns. Dazu kamen am Abend des 6. aus der Schlacht zu mir sechszunddreißig unverwundete Soldaten und Unteroffiziere vom 48. Regiment, die sich so gut als möglich einrichteten. Alle andern hatten in ähnlicher Weise ihre Räume für die müden Soldaten herzugeben, und wie gern thaten es alle! Aber das schlimmere war die ungeheure

Zahl der Verwundeten. Alle verfügbaren Räume waren längst ermittelt. Die Kasernen, einige Kliniken, große Volksschulgebäude, das Gymnasium, die Gewerbeschule, große Privatwohnungen, alles wurde mit Hilfe der Johanner in Stand gesetzt, um Verwundete aufzunehmen. Die anscheinend leicht Verwundeten wurden möglichst bald nach dem Rhein und weiter gesandt. Dennoch war die Not groß. Auf großen Wagen wurden die neu gebrachten verwundeten von einer Thür zur andern gefahren und überall gefragt, ob noch eine Möglichkeit sei, jemand zu verpflegen. So fanden noch viele ein Unterkommen. Aber auch französische Verwundete wurden gern aufgenommen. Ein Bankier, der viele Beziehungen zu Frankreich unterhielt, hatte sich eine größere Anzahl leicht verwundeter französischer Offiziere ausgebenen, denen ihre Burschen Beistand leisteten. Die Freude über den Sieg ließ die bitteren Gefühle gegen die Feinde, die all das Elend verschuldet hatten, nicht recht aufkommen. Ein Umstand verbitterte einigen der besten Familien ihre Bereitwilligkeit, ihre Säle zu Lazareten umzuwandeln; es war die Not um ärztliche Hilfe. Wie viele Ärzte auch in den Tagen in den Städten arbeiteten, sie waren in den offiziellen Stellen so beschäftigt, daß sie nicht auch die zerstreuten Punkte, wo Verwundete lagen, besuchen konnten. Und wie denn die Ärzte auch Menschen bleiben, so ist es nicht ganz unbegreiflich, daß einer von ihnen einer Dame, die gegen zwanzig verwundete Preußen in ihrem Hause verpflegte, einen Vorwurf daraus machte, daß sie so gehandelt habe, da sie doch habe wissen können, wie schwer sie ärztliche Pflege für die Leute haben werde.

Meine beiden Verwundeten haben es besser, denn ich habe meinen Doktor im Hause. Der eine ist ein Westfale aus Langschede, durch den Ellenbogen geschossen; der offizielle Arzt hat ihn für leicht verwundet erklärt, Doktor B. aber schüttelt den Kopf dazu. *) Der andre Verwundete war in der That leicht verwundet; Schuß durch die Fußsohle. Ich sah ihn erst gestern. Er war aus dem Lazaret entfernt worden, ging mit seinem Gewehr über die Straße nach dem Bahnhof zu, er hinkte und von Zeit zu Zeit lehnte er sich an die nächste Mauer, finsternen Blickes. Ich wollte nicht glauben, daß er die fünfzehn Minuten zum Bahnhof zurücklegen könne, und nahm ihn ins Haus. Auf meine Fragen gab er Antworten, die mir zeigten, daß er verbittert war über die Ausweisung aus dem Lazaret nach so mühevoller Kampfesarbeit. Ich tröstete ihn, schrieb für ihn an seine Frau in der Neumark, und darauf schlief er unterbrochen zwanzig Stunden. Nun erst konnte man vernünftig mit ihm reden.

Dies ist nur eine Kleinigkeit gegen die großen Ansammlungen von Leid in den Lazareten selbst. Ich spreche nur von dem, was im Gymnasium errichtet ist. Aula und Klassen sind für diese Zwecke eingerichtet, in einem

*) Er ist auf seinen Wunsch möglichst bald in seine Heimat transportirt worden, hat aber noch lange in Anna krank gelegen. Seine Frau schrieb mir, es sei fraglich, ob er je wieder sein Handwerk (er war Schuster) treiben könne.

Klassenzimmer am Eingang ist der Operationsaal der Ärzte, die von Johannitern unterstützt werden. Schnell hatten sich am Abend der Schlacht alle Räume mit Kranken gefüllt, die sechs ersten Verwundeten waren dem Tode schon nahe und nicht mehr imstande, ihre Namen anzugeben. Die Marke, die sie trugen, gab erst Aufschluß über ihr Nationale. Man mußte auch den Korridor des Gebäudes zu Hilfe nehmen, und auf dem Stroh lagen bald zwei Reihen von Verwundeten, zwischen welchen die Pfleger sich vorsichtig hindurch winden mußten. Nach vierundzwanzig Stunden war diese Not an Raum zu Ende, denn man hatte so viele beerdigen müssen, daß die übrigen hinreichenden Platz fanden. Ich bekam von einem bekannten Kollegen aus Düsseldorf E. den Auftrag, mich nach seinem Sohne, einem Bizelfeldwebel, der verwundet in der Aulie liege, umzusehen, und es gelang ihn aufzufinden, schon gestern, am Sonntag. Der Wärter sagte mir, E. sei von einer Kugel tödlich in die Brust geschossen und werde den Sonntag nicht überleben. Aber wie so häufig, umhüllte eine täuschende Hoffnung die letzten Stunden des trefflichen jungen Mannes. Als ich an sein Lager trat und ihn fragte, was ich seinem Vater schreiben sollte und wie es ihm gehe, sagte er mit oft unterbrochener Rede, indem sich die Brust mühsam erweiterte, um Luft zu bekommen, es gehe ihm besser und bald werde es ihm ganz gut gehen. Er meinte es in dem nächsten natürlichen Sinne, wir wußten, daß die Hoffnung eitel war und daß das Wort sich in einem andern Sinn erfüllen mußte. Heute schon hat man ihn in dem gemeinsamen Begräbnisplatz, dem „Chrenthal,“ angesichts der Spicherer Berge begraben. Dort wird ihn am nächsten Sonntag der Vater aufsuchen und sich die schwere Aufgabe vergegenwärtigen müssen, den Verlust vieler Hoffnungen um des Vaterlandes willen freudig zu tragen.

Saarbrücken, 9. August.

Ich will doch noch nachtragen, daß ich neulich auf dem hintern Kirchplatz die französischen unverwundeten Kriegsgefangenen mir angesehen habe. Man hatte die bunte Schaar oberflächlich eingegrenzt, ein paar Soldaten von uns hielten sie in Ordnung und gestatteten mir in die ganz sorglos schwazende, rauchende, umherliegende Gesellschaft einzutreten. Nur wenige zeigten eine etwas ernste Haltung. Einer trat zu mir und beteuerte, daß er gar nicht kriegerisch gegen uns gestimmt gewesen sei, bloß die Nummer seines Regiments habe ihn von Perpignan hierher gebracht. Ein anderer erkundigte sich, was das in der Nähe befindliche große Haus vorstelle. Als er hörte, es sei eine städtische Volksschule, war er voll Respekt; er hatte eine dunkle Ahnung, daß Preußen ein Land der Schulen und der Kasernen sei. Ich sagte ihm nicht, daß jene große Schule jetzt keine Schule, sondern ein Ort sei, wo mehr als hundert Preußen gepflegt würden, die von ihm und seines gleichen bei Spicheren verwundet worden seien. Er würde alles von sich auf Napoleon und Eugenie abgewälzt haben, wie es die Franzosen gern machten.

Viel sympathischer, als diese verkommenen Menschen, berührten mich doch einige französische Verwundete. Den einen fand ich gestern am Gymnasium auf einem Wagen neben andern Verwundeten. Es war ein blutjunger Mensch. Ich war ärgerlich bei dem Gedanken, daß er erst so spät nach der Schlacht in die Stadt gebracht worden sei, und fragte ihn teilnehmend, ob er wirklich so lange unter den Verwundeten draußen gelegen habe. Er verneinte es und sagte, er sei gut besorgt worden. Dabei ging etwas wie freudige Erregung über sein Gesicht, als ob er sich gefreut hätte, daß sich in Feindes Land doch Menschen um ihn kümmerten.



Kleinere Mitteilungen.

Deutschland zur Schiller=Goethe=Zeit. Die Welt von Klatsch und der Jahrmarkt der Eitelkeiten, der um das Weimarische Pantheon — leider bis tief in seine Vorhallen hinein — aufgeschlagen ist, erfährt durch J. Eckardt's neue Veröffentlichung über Garlieb Merkel*) glücklicherweise nur scheinbar eine Erweiterung. Es handelt sich zumeist nur um Wiederauffrischung älterer, unbemerkt gebliebener Bücher des andern der Weimarer Dioskurenseinde, durch gleichfalls schon veröffentlichte hinterlassene Aufzeichnungen ergänzt. Dem Ganzen ist durch Weglassung des Ueberflüssigen, Störenden und Beralteten eine einheitliche Gestalt gegeben, soweit davon bei diesem krausen Anekdotenschwall die Rede sein kann. Gleichwohl hat das Büchelchen mannichsaches, auch allgemeineres Interesse. Der Forscher wird zwar wenig neue Züge zu den bekannten Bildern finden, ja manches deckt sich geradezu z. B. mit Böttiger und Fall. Gerade dort, wo Merkel wegen seiner Beziehungen zugleich zu dem Herderschen und den Berliner Kreisen beachtenswert wäre, bei Jean Paul, versagt leider Eckardt's Quelle. Aber die wenn auch sehr Merkelisch, und das heißt bei dem Charakter des Mannes soviel als „mehr als subjektiv“ gefärbten Berichte über „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ und insbesondere über die Berliner Zustände werden auch Spezialforschern manchen neuen und bemerkenswerten Zug bieten. Die literarische und politische Charakteristik der Berliner jüdischen und französischen Kolonie ist im Hinblick auf die spätere Entwicklung gegenwärtig sogar sehr interessant, die wenigen, aber offenbar treuen Striche zu dem meist doch wohl zu sehr idealisirten Bilde der „Madame Herz“ (anderseits wieder als unparteiische Berichtigung der Böttigerschen Frage) recht dankenswert. Weniger die ebenso anmaßlichen als leeren und faden Reisezeichnungen aus Dänemark, die bei Merckels Haß gegen Schiller für dessen dänische Freunde wenig günstig, zugleich aber, was sehr verräterisch ist, ganz besonders wenig „inhaltsreich“ ausfallen.

Wer ist dieser Garlieb Merkel? wird am Ende aber mancher fragen, der sich sonst, wenn von Schiller und Goethe die Rede ist, immerhin für gut unterrichtet

*) Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller=Goethe=Zeit. Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julius Eckardt. Berlin, Gebr. Paetel, 1887.